

(Nachdruck verboten.)

105]

Arbeit.

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Alle Frauen waren gleich festlich in helle, geschmackvolle Seidenstoffe gekleidet, in den Haaren aller blitzten Edelsteine, Rubinen, Saphire, Smaragde. Die Blumen, die herrlichen Rosen, waren noch mehr geschätzt, noch kostbarer, weil lebender und die Sinne erquickender. Die Mahlzeit bestand aus einfachen, schmackhaften Gerichten, besonders viel Gemüse und Obst, die auf silbernen Schüsseln aufgetragen wurden, und ehe man noch beim Dessert angelangt war, erscholl fröhlicher Gesang von allen Seiten; die Tischgenossen sandten der untergehenden Sonne ihren Abschiedsgruß zu und sagten ihr Auf Wiedersehen! in der Gewißheit, daß sie ihnen morgen wieder zum glücklichen Tagesbeginn aufgehen werde. Dann geschah etwas Reizendes: alle Vögel, die sich in der Nähe befanden, Finken, Grasmücken, Rotkehlchen und nicht minder die Sperlinge, flatterten auf die Tische nieder, ehe sie in den dunkelnden Zweigen zur Ruhe gingen. Sie kamen fest und furchtlos von allen Seiten, setzten sich den Leuten auf die Schultern, hüpfen auf die Tische, pickten die Reste vom Tischtuch, aus den Tellern, aus den Händen der Kinder und Frauen. Auch sie mußten, daß Beauclair eine Stadt des Friedens und der Eintracht geworden war, und sie fürchteten nichts mehr von den guten Einwohnern, weder Schlingen noch Schießgewehre; sie waren vollkommen zahm geworden, sie gehörten zu den Familien, jeder Garten hatte seine zufriedenen Gäste, die zur gewohnten Stunde herbeikamen, um ihren Teil der allgemeinen Nahrung in Empfang zu nehmen.

„Ah, da sind unsre kleinen Freunde!“ rief Donnaire. „Wie sie flattern und schnattern! Sie wissen wohl, daß heute Festtag ist. Alice, zerbröckele ihnen doch ein Stück Brot!“

Und Nagu blickte finster und gequält auf die von allen Seiten heransflatternden Vögel, deren Gefieder von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet wurde. Unaufhörlich kamen sie von den Zweigen der Bäume herab, flogen davon und kamen wieder zurück. Das Dessert wurde heiter belebt von den flink zwischen den Rosen und Kirschen herumhüpfenden Finken. Und von all den Herrlichkeiten und Wunderbarkeiten, die er seit dem Morgen gesehen, hatte keine Nagu in so reizender und eindringlicher Weise zu Bewußtsein gebracht, wie friedlich und glücklich dieses emporblühende Volk war.

Er erhob sich plötzlich und sagte zu Donnaire:

„Ich ersticke hier, ich muß ein bißchen Bewegung machen. Und dann will ich auch noch mehr sehen, alles, alle Tische, alle Leute!“

Donnaire erriet ihn. Waren es nicht Lucas und Josine, die er sehen wollte, zu denen seine brennende Neugierde seit seiner Rückkehr hindrängte? Nach wie vor eine nähere Erklärung vermeidend, erwiderte Donnaire:

„Sehr gern, ich werde Dir alles zeigen, wir wollen einen Rundgang machen.“

Der erste Tisch, den sie erreichten, war der der Morfain. Dada saß, an seiner Spitze, ihm zur Seite seine Frau, Honorine Cassiaux, beide weißhaarig. Neben ihnen reichten sich auf ihr Sohn Raymond, seine Frau Thérèse Froment und deren Aeltester, Maurice Morfain, schon ein großer Junge von neunzehn Jahren. Ihnen gegenüber saß mit ihrer Nachkommenschaft Blauchen, Witwe von Achille Gourier, deren Augen noch immer ihr strahlendes Himmelblau behalten hatten, obgleich sie nahe an siebzig Jahre alt war. Sie sollte bald Urgroßmutter werden durch ihre Tochter Léonie, die an Séberin Donnaire verheiratet war, und durch ihren Enkel Félicien, den Sohn ihrer Tochter, der Hélène, Tochter von Pauline Froment und André Jollivet, geheiratet hatte. Alle waren sie anwesend, auch die letzteren, die mit ihrer Tochter gekommen waren. Man neckte Hélène und fragte sie, wie ihr Erstgeborener heißen solle, worauf sie sagte, daß sie ihm den Namen Grégoire geben wollte; ihre Schwester Berthe, ein kaum fünfzehnjähriges Mädchen, hörte von dem allen nichts, denn sie war sehr beschäftigt, lachend die Galanterien ihres Veters Maurice entgegenzunehmen.

Donnaire, der hier seinen jüngsten Sohn Séberin fand, wurde mit lauten, fröhlichen Zurufen begrüßt. Nagu, von allen diesen sich kreuzenden Verbindungen immer mehr verwirrt, nahm besonderes Interesse an den beiden nebeneinander sitzenden Schwestern Froment, Pauline und Thérèse, beide schon nahe an die Vierzig, aber beide höchst anziehend in ihrer gesunden Schönheit. Der Anblick von Blauchen erinnerte ihn an den ehemaligen Bürgermeister Gourier und an den Unterpräfekten Châtelard, und er fragte nach ihrem Ende. Sie waren beide innerhalb weniger Tage gestorben, nachdem sie bis zuletzt in enger Freundschaft verbunden gewesen, die der gemeinsame Verlust der schönen Léonore nur noch inniger gestaltet hatte. Gourier, der zuerst gestorben war, hatte sich nur schwer an den neuen Zustand der Dinge gewöhnt, hatte oft, ein Nachthaber, der erstaunt war, es nicht mehr zu sein, die Arme klagend zum Himmel erhoben und mit der Melancholie eines alten Mannes von der Vergangenheit gesprochen, die ihm mit allem, was dazu gehörte, so verklärt erschien, daß er selbst um die Ceremonien des katholischen Kultus, um die Prozessionen und Konfirmationen, um Weibrauch und Glockengeläute klagte — er, der einst ein so wütender Pfaffenfeind gewesen. Châtelard jedoch war in ruhiger Fassung entschlummert als der Anarchist, der allmählich unter seiner weltmännischen Außenseite herangewachsen war, hatte sein Leben beschloffen, so wie er es immer gewollt hatte, als ein Vergessener in dem neuerbauten, triumphierenden Beauclair, war unauffällig verschwunden, zusammen mit der alten Regierungsform, deren Einsargung er so heiter mitbesorgt hatte, mar mit dem Ministerium zugleich vom Schauplatz abgetreten. Aber es gab von einem noch größeren, noch schöneren Tode zu berichten, dem des Präsidenten Gaume, dessen Erinnerung wieder erweckt wurde durch die Anwesenheit seines Enkels André und seiner Ur-entklimmen Hélène und Berthe. Er hatte an der Seite seines Enkels André sein zweiundneunzigstes Jahr erreicht, als er sein leiderfülltes, verkehrtes Leben beschloß. An dem Tage, da der Gerichtshof und das Gefängnis geschlossen wurden, hatte er sich von dem schrecklichen Alpdruck seiner Richterschaft befreit gefühlt. Daß ein Mensch über Menschen richten, daß er sich unterfangen sollte, die unfehlbare Wahrheit, die absolute Gerechtigkeit darzustellen, trotz der Unzulänglichkeit seiner Einsicht, trotz der Unvollkommenheit der menschlichen Natur, das hatte ihn mit Schauder erfüllt, ihn zur Deute quälender Zweifel und schrecklicher Gewissensbisse gemacht, ihn keine Ruhe finden lassen unter dem furchtbaren Gedanken, daß er ein schlechter Richter gewesen sei. Endlich war aber die Gerechtigkeit, die er erwartet und die er nicht mehr zu erleben gefürchtet hatte, doch gekommen, nicht die Gerechtigkeit einer unbilligen Gesellschaftsordnung, die mit dem Schwerte ihrer Macht die wenigen Räuber verteidigte und die ungeheure Menge elender Sklaven zu Boden schlug, sondern die Gerechtigkeit einer freien Menschheit, die jedem sein ihm gebührendes Teil an Glück gewährte, die die Wahrheit, die Brüderlichkeit, den Frieden mit sich brachte. Und am Tage seines Todes ließ er einen alten Wilderer zu sich rufen, den er einst zu einer schweren Strafe verurteilt hatte, weil er einen Gendarmen tötete, der ihm einen Säbelhieb versetzt hatte, und leistete ihm öffentlich Abbitte, sprach laut die Zweifel aus, die sein Leben als Richter vergiftet hatten, rief alles das hinaus, was er bisher verschwiegen, sein Verdammungsurteil über die Irrtümer und Lügen der menschlichen Geseze, über die Gewaltmittel der Unterdrückung und des Hasses, über den ganzen socialen Sumpf, aus dem die Giftpflanzen des Diebstahls und des Mordes erwachsen.

„Dieses junge Ehepaar, das hier sitzt,“ sagte Nagu, „dieser Félicien und diese Hélène, in deren Hause wir heute früh kurz verweilt haben, sind also zugleich die Enkel der Familien Froment, Morfain, Jollivet und Gaume? Und all dieses feindliche Blut vergiftet sich nicht gegenseitig, wenn es nun in denselben Adern rollt?“

„Dadurch nicht,“ erwiderte Donnaire ruhig. „Es hat sich in der Vermischung versöhnt, und das Geschlecht hat dadurch nur an Schönheit und Kraft gewonnen.“

Eine neue Bitterkeit erwartete Nagu am nächsten Tische. Es war der Bourrons, seines ehemaligen unzertrennlichen

Genossen im Herrnhingern und Trinken, den er damals so leicht beherrschte und mit sich zog. Bourron glücklich, Bourron gerettet, während er allein hoffnungslos dem Elend verfallen war! Und Bourron sah, trotz seines hohen Alters, stolz und strahlend neben seiner Frau Vabette, der ewig Seiteren und Fröhlichen, deren mütterliche Zuvorsicht und immer wolklos blauer Optimismus recht behalten hatten, ohne daß sie darüber auch nur erstarrt war. War das nicht ganz natürlich? Sie waren glücklich, weil man eben immer schließlich glücklich wird. Und um sie herum drängte sich eine fast unübersehbar reiche Nachkommenschaft. Voreist ihre Nefeste, Marthe, die mit Auguste Laboque verheiratet war und von ihm einen Sohn, Adolphe, hatte, der wieder Germaine, die Tochter von José Bonnaire und Nicolas Yvonnot, geheiratet hatte. Dann Sébastien, ihr Jüngster, verheiratet mit Agathe Fauchard, und ihrer beider Tochter Clémentine, die mit Alexandre Feuillat, Sohn von Léon Feuillat und Eugénie Yvonnot, verheiratet war. Und diesen jüngsten Ehepaaren schon zwei Mädchen entsprossen, Simonne Laboque und Amélie Feuillat, beide fünf Jahre alt, die die vierte Generation darstellten. Es sahen ferner am Tische die mit der Familie Verschwägerten: Louis Fauchard, verheiratet mit Julienne Dacheux, nebst ihrer Tochter Laure und Evariste Mitaine, verheiratet mit Olympe Lenfant, nebst ihrem Sohn Hippolyte, dessen Frau Laure Fauchard und ihrer beider Kind, François, einem Jungen von acht Jahren, der wieder auf dieser Seite die fröhlich emporsprossende vierte Generation vertrat. In dem ganzen festlichen Beauclair hätte man keine größere, lebendigere Tafel finden können als diese, wo die Nachkommen der verschwägerten Familien Bourron, Laboque, Bonnaire, Yvonnot, Fauchard, Feuillet, Dacheux, Lenfant und Mitaine in fröhlicher Eintracht beisammen saßen.

Bonnaire, der auch hier eine der Seinen, José, fand, berichtete Nagu von denen, die der Tod weggerafft hatte. Fauchard und seine Frau Katalie, er stumpfsinnig, sie immer noch verhärmt, waren dahingegangen, ohne die neue Zeit begriffen zu haben, hatten noch immer das nun kostlose Brot eingesperrt, aus Furcht bestohlen zu werden. Feuillat hatte vor seinem Tode noch die Freude genossen, den vollen Triumph der großen Domäne von Combettes, seines Wertes, mitanzusehen. Lenfant und Yvonnot waren bald nach ihm in die Erde gesenkt worden, die nun so verständnisvoll geliebt, so kraftvoll befruchtet wurde. Nach den Ehepaaren Dacheux, Cassiau und Laboque, die den heute verschwundenen alten Handel verlorpört hatten, war auch die wadere Madame Mitaine ins Grab gesunken, reich an Jahren, Schönheit und Güte.

Aber Nagu hörte nur mit halbem Ohr, er konnte die Augen nicht von Bourron wenden.

„Er sieht förmlich jung aus!“ murmelte er vor sich hin. „Und seine Vabette hat noch immer ihr altes helles Lachen!“

Er gedachte seiner einstigen Ausschweifungen gemeinschaftlich mit Bourron, wie sie lange bei Cassiau gefessen und auf die Herren gelsucht hatten, um dann voll trinken heimzutaumeln. Er gedachte seines eignen langen, elenden Lebens, der fünfzig Jahre, die er in der weiten Welt verlottert hatte, von Werkstatt zu Werkstatt, von Ort zu Ort getrieben. Hier war inzwischen eine neue Welt entstanden; die neugeordnete, verjüngte, veredelte Arbeit hatte den schon halb verlorenen Kameraden gerettet, während er selbst zurückkehrte, vollständig herabgekommen durch die alte qualvolle, erdrückende Arbeit, durch die ungerechte, vergiftende, zerstörende Lohnslaverei. Und nun folgte eine allerliebste Scene, die ihm den Stachel noch tiefer ins Herz drückte. Simonne Laboque, das Töchterchen von Adolphe Laboque und Germaine, ein kleiner Blondkopf von fünf Jahren, eine Urenkelin Bourrons, raffte mit ihren runden Händchen Rosenblätter vom Tischtuch und streute sie auf den weißen Scheitel des lächelnden Urgroßvaters.

„Da, Großvater Bourron — und noch — und noch! Ich sehe Dir einen Rosenkranz auf. O, Du hast die Blätter in den Haaren, und in den Ohren, und auf der Nase, überall, überall, Großvater Bourron!“

Alles lachte, klatschte Beifall, jubelte dem Alten zu. Nagu entfloß und zog Bonnaire mit sich fort. Er zitterte, er war dem Unsinken nahe. Als sie ein wenig abseits gegangen waren, sagte er plötzlich heiser:

„Söre, wozu es länger verschweigen? Ich bin nur gekommen, um sie zu sehen. Wo sind sie? Zeige sie mir!“

Er meinte Lucas und Josine. Und als Bonnaire zögerte, fuhr er fort:

„Seit dem Morgen führst Du mich herum, ich thue, als ob ich mich für alles interessierte, und dennoch denke ich nur an sie, ihr Bild verfolgt mich, sie allein haben mich hierher zurückgebracht, den ganzen unendlichen, mühseligen Weg entlang. Ich habe in der Fremde erfahren, daß ich ihn nicht getötet habe, und beide leben noch, nicht wahr? Sie haben viele Kinder, sie leben glücklich, in vollem Triumph, nicht wahr?“

Bonnaire überlegte. Aus Furcht vor einem Scandal hatte er bisher die unvermeidliche Begegnung verzögert, aber war seine Taktik nicht erfolgreich gewesen? War es ihm nicht gelungen, Nagu mit einer Art schreckensvoller Ehrfurcht vor der Größe des vollendeten Wertes zu erfüllen? Er sah nun, daß jener tief erschüttert, von Schauer ergriffen war, daß seine Hände keine Kraft mehr zu einem neuen Verbrechen hatten. So erwiderte er denn mit heiterer Gutmütigkeit:

„Da Du sie sehen willst, Alter, so werde ich sie Dir zeigen. Und es ist wahr, Du wirst zwei Glückliche sehen.“

Der Tisch Lucas' befand sich gleich neben dem Bourrons. Lucas selbst saß an dessen Mitte, zu seiner Rechten Josine. Zu seiner Linken saßen Soeurette und Jordan, ihm gegenüber Suzaine. Neben dieser saßen Nanet und Nise, die bald Urgroßeltern werden sollten, mit lachenden Augen unter ihrem etwas fahl gewordenen blonden Haar, das noch immer an die beiden Krausköpfchen von einst erinnerte. Und die ganze zahlreiche Nachkommenschaft faßte die Tafel ein. Silaire, der Nefeste der Froment, hatte Colette, die Tochter Nanets und Nises, geheiratet, und sie hatten eine Tochter, Mariette, bald fünfzehn Jahre alt; der Ehe Paul Boisgelins mit Antoniette Bonnaire war Ludovic entsprongen, der nahe an zwanzig Jahre zählte. Ludovic und Mariette galten schon als verlobt; sie saßen nebeneinander, flüsterten sich allerlei Geheimnisse zu und schäkerten und sicherten mit einander.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Schweißtropfen.

Aus „Het Volk“. Deutsch von Franziska de Graaff.

Vier Treppen hoch, unter einem Glasdache, stehe ich vor dem Sehtasten und triefe, triefe . . .

Re nette Wärme da oben auf meinem Sehboden.

Meinem Boden? Thu Dich doch nicht so dicke, Oller! Der Boden gehört Herrn —

Na. Ihr versteht schon; er gehört meinem Chef, meinem geehrten Chef, der mir drei Groschen für die Stunde bezahlt oder bezahlet läßt.

Der gute Herr! Dafür grüße ich ihn auch immer ganz unterthänig, wenn ich ihn sehe, — was freilich nicht oft vorkommt.

In dieser Jahreszeit kriegt man ihn überhaupt nicht zu Gesicht. Er ist verreist. An der See sitzt er, während ich hier stehe.

Was für eine Zusammenstellung — er sitzt da, und ich steh hier!

Sag' mal, Du wirst doch wohl nicht so unverschämt sein, im Sommer an die See gehen zu wollen?

Gott bewahre! Die See, die ist für mich nicht gemacht! Ich hab' zwar nicht viel gelernt, aber so viel weiß ich doch: die Wälder, die Dünen, die Blumen und die See, in der man badet — das ist alles nicht für mich, ach nein!

Nicht brummen, nicht brummen, Oller! Die Sonne scheint auf Arm und Reich. Ja, das ist so, sie scheint auf Arm und Reich. Aber ein kleiner Unterschied ist's doch, ob ihre Strahlen vier Treppen hoch durch ein Glasdach auf einen fallen, oder ob man sie scheinen sieht, während man auf seiner schattigsten Veranda im Gartenstuhl lehnt. 'S ist doch ein kleiner Unterschied, ob man zwischen der Sonne und sich mittels ein paar Stifte 'ne alte Zeitung als Schutzengel festheftet, oder ob man gegen allzu aufdringliche Wärmestrahlen durch ein meterdickes Blätterdach beschirmt ist. Und dann ist's noch ein kleiner Unterschied, ob man die nötige frische Luft von dem breiten Wasserspiegel herkriegt, während man im Grünen sitzt, oder ob man sie durch ein Fensterchen — nee, ich will nicht lägen — durch zwei Fensterchen a 1 zu 0,50 Meter bezieht. Damit müssen wir vierundzwanzig Mann hoch auskommen, das macht pro Person ein Loch von etwa zwei Decimeter Umfang. Und wenn's auch sonst auf meinem Sehboden mitunter mit der Bräderlichkeit hapert, die frische Luft, die teilen wir brüderlich, schanderhaft brüderlich.

Damit wollte ich also nur sagen: wenn man auch nicht abstreiten kann, daß die Sonne Arme und Reiche bescheint — heutzutage bescheint sie sogar die Armen eher als die Reichen — so steet in dieser Gleichheit doch noch ein gewisser Unterschied.

Und so giebt's noch mehr Unterschiede.

Mein Chef und ich, wir leben beide von der Buchdruckerei, das ist auch eine Gleichheit; aber er lebt im Sommer an der See und im Winter in der Kurfürstenstraße, und ich lebe im Sommer in der Aderstraße und im Winter in der Aderstraße, zu beiden Jahreszeiten Hof drei Treppen.

Ach ja, 's ist hübsch warm auf so 'nem Sehboden.

Meine Kameraden und ich haben alles ausgezogen, was irgend zu entbehren ist. Die Hemdsärmel aufgekloppt, das Hemd auf der Brust offen.

So 'ne Seher'sbrust ist doch ein imponanter Anblick.

Man wächst ja auch so auf, daß man 'nen imponanten Brustkasten kriegen muß. Mit zwölf Jahren kommt man auf die Segerei, weil man zum Zimmermann oder Schmied zu schwach ist, oder auch, weil Mutter einen für zu fein oder zu intelligent hält, um Schuster oder Maurer zu werden. Darum kommt man denn in die Druckerei, wo's alle schwache Jungens so verteuelt gut ist. Und nach ein paar Jahren steht man von früh bis spät vornübergebogen am Sehlaffen und seht. Davon kriegt dann die Brust ihre imponante Form, und wenn man, bei einem Wetter wie heute, das Hemd anmacht, Teufel auch, da sieht man was zum Vorschein kommen! Abs ist ein Waisenknecht dagegen.

Um sieben Uhr früh wird angefangen. Ist's schlappe Zeit, dann machen wir abends um sieben Uhr Feierabend. In der Mittagszeit ein kleiner Spaziergang. Dann ist man seinen Topf Essen bei Mutter. Es geht doch nichts über so 'nen Spaziergang durch die Straßen zwischen zwölf und zwei, bei der Temperatur. Und um sich zu verpusten — Aderstraße, Hof drei Treppen. . .

Ne kleine Ausfrischung, Junge!

Wir haben nämlich hier auf der Druckerei einen Theekessel. Jawohl, 's ist hier nicht lauter Armut! — Wir haben auch eine Wasserleitung. Wer Citrone und Zucker und ein Glas hat, kann gratis Limonade trinken, wenn nämlich der Meister das Fabrilat nicht sieht, denn es liegt doch natürlich nicht im Interesse des Fachgenossen an der See, daß man seine Zeit mit Limonadebereitung verträdelst.

Der Junge — auch so 'n zukünftiger Glückspilz — läßt den Kessel voll laufen und gießt das Wasser dann auf die Erde. Das erseht bei uns die diversen Sorten von hygienischen Wädern, mit denen mein Kollege an der See seinen ermatteten Körper auffrischt. Einfachheit ist stets das Wahre, sagt einer meiner Nachbarn, der sich mit Philosophieren beschäftigt, wenn er weiter nichts zu thun hat, was freilich nicht oft vorkommt. Und einfach ist unser Badverrogat, das muß man ihm lassen. Nur schade, daß mitunter die Soden naß werden, wenn die Pantoffeln kaputt sind — und wer auf Gottes Erdboden hat schon mal einen Schriftseher gesehen, dessen Pantoffeln nicht kaputt waren?

Hübsch warm ist's hier. Die Temperatur unter dem Glasdache bringt auf den blassen Gesichtern meiner Kollegen — um von meinem gar nicht zu reden — eine merkwürdige Farbe hervor, die ungefähr die Mitte zwischen wachsbleich und rosenrot hält. Ein Soci unter uns behauptet, die Couleur liege so zwischen den Harmonien und den National-socialen.

Neulich hörte ich jemand die allerverdrehlichsten Grundsätze aufstellen. Der meinte nämlich erstens, daß Werkstätten, die vier Treppen hoch unter einem Glasdache liegen, verboten werden müßten, und zwar aus Rücksicht auf die Gesundheit der Arbeiter, die da im Winter gefrieren und im Sommer zerischmelzen. Aber, was verbieten, weil's für die Gesundheit der Schriftseher schlecht ist, das ist wieder so eine von den neumodischen Ideen, von denen ich nicht viel und der Gesehrte an der See wahrscheinlich gar nichts begreift. Der findet es sicher schon wunderschön, daß wir überhaupt unter einem Glasdache stehen. Na ja, im Winter ist's ja 'n hübschen kühl, aber doch nur vormittags. Nachmittags, wenn das Gas angeheizt ist, schwitzt man ebenso sehr, wie im Sommer. Und im Sommer ist es eben ein hübschen warm, man fällt wohl mal beinahe vom Stengel, aber wegen solcher Kleinigkeiten kann der Gesehrte doch keine andre Werkstelle einrichten! Das würde doch zu teuer! Es würde ihm mindestens vierzehn Tage Seeraufenthalt kosten und was sollte dann aus dem armen Kerl werden?

Dann noch ein anderer Grundsatz: Jeder Arbeiter müßte im Sommer vierzehn Tage Urlaub bekommen und die vierzehn Tage müßte er mit Frau und Kindern an der See verbringen können, oder im Harz, oder im Riesengebirge, ganz gleich wo, wenn's nur draußen ist in der freien Natur.

Der Verteidiger dieses Grundsatzes sprach vom Recht aufs Leben, und daß, wenn der Gesehrte drei bis vier Monate an der See zu bringt, für uns doch wohl ein paar Wochen erübrigt werden könnten. Ja, was soll ich dazu sagen? Nicht viel.

Einen Augenblick lang hat mir ein herrliches Bild vor Augen geschwebt: Meine Frau, die gute, abgeraderte Seele, runter geholt von ihren drei Treppen hinten raus in der Aderstraße und in die freie Natur gebracht! . . . Meine Jungens, meine Mädels, aus Fabrik und Nähstube freigelassen, singend und laufend im Walde und auf den Wiesen! . . . Ich selber, vierzehn Tage lang ohne mein Glasdach, vierzehn Tage lang ohne Fenster von 1 zu 0,50, durch das mir die frische Luft zugemessen wird, so geizig, als ob jeder Kubikcentimeter in Rechnung gestellt werden müßte! . . . Und dann wir alle zusammen auf dem Lande, wirklich auf dem Lande! Vierzehn Tage lang kein Sehlaffen, kein Waschfab, keine Kochtöpfe, keine Nähstube, nur Freiheit und frische Luft! . . .

Nein! Dich nicht auf, Ocker, das ist doch zu viel für Dich! 'S ist ja wahr, Du hast nun an die vierzig Jahre in Deinem Fache gearbeitet, hast Buchstaben an Buchstaben gesetzt, viele, viele Tausende, hast mehr als zwölftausend Tage in dieser und in andren Druckereien zugebracht. Es giebt Leute, die sagen, Du hättest mit Deiner Arbeit Mehrwert erzeugt. Der nationale Reichtum nahm zu, die Wohlfahrt stieg, die arbeitende Klasse hat es besser als früher, das ist statistisch bewiesen, der Fleischverbrauch wächst, auch das beweisen die Fässer; alles ist auf gutem Wege. Aber nun mußt Du's nicht übertreiben wollen. Bierzehn Tage Urlaub für Dich und die Deinen, vierzehn Tage Freiheit im ganzen Jahre, das darfst Du nicht verlangen. Das ist wirklich zu viel!

Die Wärme draußen, die See, die große, weite, freie Natur. . . ach was, denke nicht an so etwas!

Denk' an Deinen Sehlaffen, an Deine Interlinea, an Deine dreißig Feinlinge die Stunde!

Deine Frau, die laß denken an ihre Kochtöpfe, ihr Waschfab, ihren Nähstorb, laß sie austüfteln, wie sie die alten Hosen und Hemden von den Jungens noch zusammensuchen kann, und wo sie neue Pantinen an Stelle der alten Fegen herinnimmt!

Ach, was schwitzt man doch zusammen!

Es ist so schwül, so drückend hier. Man möchte doch auch einmal, nur ein einziges Mal, zusammen mit denen, die man lieb hat, seine arme, eingedrückte Brust aufatmen lassen, sie vollaugen mit herrlicher, frischer Landluft, und Gloria singen auf Freiheit und Schönheit!

Die Kinder sind blaß, die Frau geht so gebückt unter der unerträglichen Pladerei ums tägliche Brot, das für so wenig Geld gekauft werden muß. Selber fühlt man sich schwach und alt und ist doch erst Ende der Fünfziger!

Ja, Mann, aber was Du verlangst ist doch zu viel. Wo sollte das hin, wenn alle es so haben wollten! Es geht nicht, Mann, besser Mann, es geht nicht!

Große Dinge sind schon zu stande gekommen. O, wir haben's weit gebracht, was Wohlfahrt und Kultur betrifft! Aber soweit, daß jeder mal drankommt, um davon zu genießen, nein, soweit sind wir noch nicht.

Halt' Dich nur noch so 'n Stücker zwanzig Jahre gut und zäh, dann darfst Du auch so lange an Deinem Kasten stehen bleiben, wird auch der Lohn ein hübschen kleiner.

Schwig Dein hübschen Blut nur aus im Sommer, und laß Deine dünnen Glieder vor Kälte zusammenschrumpfen im Winter, dagegen ist mir mal nichts zu machen, das muß sein, sieh mal, das muß sein! Und das andre, die Sommerfrische, das geht noch nicht! Das ist noch zu viel verlangt, Alter! —

Ich wische mir den Schweiß vom Gesicht. Vier Uhr. Die Sonne steht schon tiefer. Noch drei Stunden, dann ist der Tag um, noch ein Monat, dann ist der Sommer um, noch zehn Jahre, dann ist mein Leben um, mein armes, ödes, totes Leben auf dieser Dachstammer, wo ich gefrondet habe so lange, lange Jahre!

Tid, tid! Tid, tid!

Und seh ich mir das Leben meiner Bekannten an, die Schuster, Zimmermann, Maurer und Gott weiß was sind, in andrer Form ist's immer dasselbe.

Ueber meine Waden laufen Tropfen. 's ist vom Schweiß, nur Schweiß — wenn 's auch wahrhaftig kein Wunder wär, wenn unter den Schweißtropfen auch mal 'ne Thräne mit unterließe, eine Thräne der Sehnsucht nach der Natur, nach der See, nach dem Walde, nach den Wiesen, eine Thräne der Sehnsucht nach Lebenslust und Lebensgenuss!

Aber nein, es ist nur Schweiß. Schweiß, nichts als Schweiß! Meine Sehnsucht unterdrücke ich, wie ein tugendhafter Mönch eine sündige Neigung. Es ist doch zuviel, zuviel verlangt! —

Kleines Feuilleton.

k. Andersen - Anekdoten. Charakteristische und amüsante Anekdoten von Andersen erzählt der französische Schriftsteller Georges Clemenceau in einer interessanten Studie über den dänischen Dichter. Der berühmte Erzähler ist Zeit seines Lebens ein wunderliches, großes Kind geblieben. Man sollte meinen, daß er seine hübschen Märchen für die Kinder, die sich daran begeistern, erzählt hat und daß er ein großer Kinderfreund gewesen ist. Im öffentlichen Garten von Kopenhagen aber sieht man eine Statue von Andersen, die das Gegenteil beweist. Die Bronzestatue wurde zu seinen Lebzeiten errichtet. Der Dichter empfand diese Ehre sehr lebhaft. Aber als man ihm den Denkmalsentwurf vorlegte, geriet er in eine tolle Wut, als er bemerkte, daß der Bildhauer um den beliebten Erzähler Kinder gruppiert hatte. „Entfernt das!“, rief er, „entfernt das! Sie wissen doch, daß ich die Kinder nicht leiden kann. Wenn Sie meine Statue machen wollen, so sehen Sie wenigstens nicht Wesen um mich, die mir unerträglich sind. Ich könnte dieses Denkmal nie betrachten, ohne in Zorn zu geraten.“ Man mußte ihm seinen Willen thun, die Kinder wurden entfernt und der Ausdruck des Gesichtes geändert.

Der Hauptcharakterzug des Kindes ist der unbeschränkte Egoismus, der sich ganz offenerherzig kundgiebt. Auch Andersen war vor allen Dingen mit sich selbst beschäftigt, nichts schien ihm natür-

licher als alles auf seine Person zu beziehen, und er zeigte das ganz naiv bei jeder Gelegenheit. Eines Tages lobte man bei einem Diner Ipsen, der damals Anfänger war. Nur Andersen hatte beständig geschwiegen. „Teurer Meister, wir würden auch gern Ihre Meinung kennen lernen,“ sagte die Hausherrin zu ihm. „Meine Meinung, gnädige Frau, ist, daß man zuerst von einem gewissen Andersen sprechen müßte, der, wie ich glaube, seinem Vaterlande einige Ehre macht.“ Seine ungeheuerliche, aber völlig naive Eitelkeit zeigte sich auch darin, daß er Einladungen zu Tisch bei seinen Freunden nur unter der ausdrücklichen Bedingung annahm, daß ihm beim Dessert ein Toast dargebracht würde. Die guten Dänen machten auch keine Schwierigkeiten und wenn in dem bezeichneten Moment der Gastgeber sich sehr würdig erhob und eine Rede des Inhalts hielt, daß dieser Tag ihm ewig im Gedächtnis bleiben würde, da der Dichter sich an seinem Herde niedergelassen habe, so genoß dieser in vollen Zügen die für ihn immer neue Süßigkeit des banalen Tranks, von dem er nicht genug erhalten konnte.

Über auch furchtlos wie ein Kind war der große Dichter. Er hatte stets eine Strickleiter unter seinem Bett, um im Falle einer Feuersbrunst fliehen zu können. Die Angst, lebendig begraben zu werden, quälte ihn in seinen Nächten. Deshalb hatte er am Fußende seines Bettes eine große Tafel angehängt, auf der zu lesen stand: „Ich bin nicht tot. Ich bin in Vethargie.“ Jeden Abend, wenn er schlafen ging, stärkte er sich durch diese Lektüre. Aber sein beständiger Schrecken waren Leute — unbekannte natürlich — die er im Verdacht hatte, daß sie ihm nach dem Leben trachteten. Kein bestimmtes Ereignis rechtfertigte diese Einbildung, aber Andersen sagte sich einfach, daß er bei seiner „Weltberühmtheit“ nicht verfehlt könnte, Meid zu erwecken, der ihn den Mörderhänden ausliefern würde. —

Hygienisches.

— Zur Schulhygiene veröffentlicht Professor Lassar in der „Verf. Klin. Wochenschr.“ einen beachtenswerten Beitrag: „Besonders ist eine Lieblingsform, in welcher Lehrer ihrem Pflüchtigungsrecht einen milden Ausdruck verleihen, das Pupfen am Ohr der Schulkinder. Diese als verhältnismäßig harmlos geltende Aufmunterung kann jedoch verderbliche Folgen wohl nach sich ziehen. Ist der Schullehrer bedauerlicherweise selbst von Tuberkulose heimgegriffen, so wird er unschwer in die Lage versetzt, seine eignen Fingernägel mit bazillenhaltigem Sputum zu imprägnieren. Eine im 35. Lebensjahre stehende Frau stellte sich dieser Tage mit exquisitem Lupus des rechten Ohrschläppchens den Zuhörern meiner Vorlesung vor. Dasselbe war um das Doppelte vergrößert und verdickt. Die Erkrankung bestand seit dem schulpflichtigen Kindesalter der Patientin. In der That konnte dieselbe angeden, daß ihr Lehrer — welcher der erwähnten Erziehungsmethode vorzugsweise huldigte — Phtisiker gewesen ist. Sie vermochte dies einwandfrei mitzuteilen, weil später ihr eigner Bruder die Tochter derselben geheiratet hatte. Die Tochter (ihre Schwägerin) leidet gleichfalls an Lupus. Dessen Vater, der Lehrer, aber ist an Lungenschwindsucht gestorben. Dieser Vorgang erläutert jedenfalls besser und einleuchtender als alle Kommentare die Möglichkeit, daß auf solche Weise innerhalb des Schullebens Impftuberkulose übertragen werden kann. Auch mag bei der Gelegenheit an die von Prof. Lassar bereits mehrfach hervorgehobene Schädlichkeit erinnert werden, welche im gegenseitigen Stragen der Kinder bei Balgereien oder im Bearbeiten ihrer Nasenschleimhaut mit den Fingernägeln gegeben ist. Diese brauchen nur mit Sputumresten tuberkulöser Personen beim Spielen auf dem Stubenboden verunreinigt zu sein, um Gesichts- und Nasenlupus zu erzeugen. —

Aus dem Tierleben.

an. Polarhunde. Eine Polarreise ohne Bemerkung von Hunden ist kaum denkbar, und auch die deutsche Südpolar-Expedition, die jetzt die Heimata verlassen hat, läßt sich eine stattliche Zahl dieser Tiere nachkommen. Der Polarhund — oder arktische Hund kommt in drei verschiedenen Spielarten vor, diese sind: der Eskimohund der Neuen Welt, der Samojedenhund des westlichen und der Lena hund des östlichen Sibiriens. Eine gemeinsame Eigenschaft dieser drei Arten ist die große Widerstandsfähigkeit gegen Ermüdung und Kälte, aber der Lena hund besitzt noch eine gewisse Begabung, die ihn in der Intelligenz und Körperkraft über die beiden andern Gruppen erhebt. Uebrigens gehören die Lena hunde zu den ziemlich seltenen Tieren, auch sind sie wegen der ungewöhnlichen Lebhaftigkeit ihres Temperaments nicht leicht zu behandeln. Die Samojedenhunde nehmen den zweiten Rang ein. Mit einem großen Gespann dieser Tiere unternahm Naufen seine Reise, nachdem er die „Fram“ verlassen hatte. Sie besaßen einen sehr dicken Pelz, der ihnen als Schutz gegen die Kälte und gegen die Wisse ihrer Brüder höchst notwendig ist. Sie sind von äußerst rauhen Sitten und greifen, sich selbst überlassen, einander an und fressen sich wohl gar gegenseitig auf. Nur durch eine sorgfältige Dressur können sie einigermaßen gezähmt werden; Tiere, die an das Ziehen von Wagen gewöhnt sind, besitzen einen beträchtlichen Wert. Die Eskimos sind in der Dressur ihrer Hunde anerkannte Meister und es giebt unter ihnen niemand, der nicht sein Hundespann zu lenken wüßte. Das Anschirren der Hunde erfolgt dertart, daß jedes Tier seinen besonderen Zugstrang erhält. Die schwächsten Hunde werden dem Wagenführer zunächst eingestellt. Die Zugleine geht unter dem einen Vorderbein des Hundes hindurch. Für einen

glücklichen Verlauf einer Schlittenfahrt muß das Gespann so eingerichtet sein, daß jeder einzelne Hund sofort abgelöst werden kann, ohne das übrige in Unordnung zu bringen. Während der Fahrt springen die Hunde hierhin und dorthin, teils aus Uebermut, teils zur Vermeidung eines Hindernisses. Dadurch entsteht eine Verwirrung unter den Zugleinen, die nur durch eine geschickte Einrichtung des Gespanns gelöst werden kann. Der Lenker eines Hundeschlittens muß seine Peitsche mit großer Geschicklichkeit handhaben können, um einen bestimmten Hund, der es gerade nötig hat, genau zwischen die Schultern zu treffen, während das Gefährt im Sturme dahinsauft. Ein vollständiges Gespann besteht aus acht Hunden außer einem Leit-hunde, der fünf Fuß vorläuft. Dieser Vertrauensposten wird immer mit dem stärksten und begabtesten Hunde besetzt, der als Marke ein Halsband aus Kupferdrähten trägt. Oft hat er unter der wilden Truppe Ordnung herzustellen, er hat dafür allein das Recht, seinen Herrn auf die Seehundjagd zu begleiten, teilt auch mit ihm die Mahlzeiten und schläft im Innern der Hütte auf der Bank. In Alaska und besonders in den Goldfeldern von Klondyke unterscheidet man noch zwei Spielarten des arktischen Hundes, je nachdem sie aus dem unteren oder oberen Teil des Yukon-thales stammen. Der Hund vom unteren Yukon ist grau gefärbt mit einigen schwarz und weißen Flecken, der vom oberen Yukon schwarz mit weißen Flecken. Die Wildheit dieser Tiere hat zu der Sage Veranlassung gegeben, daß die Eingeborenen sie mit Wölfen kreuzen. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht aus Lachsfleisch, wovon sie täglich im Durchschnitt 3 Pfund erhalten müssen. Lachs ist dort überhaupt das gewöhnliche Nahrungsmittel für Mensch und Thier, da der Yukonfluß umerlöschliche Mengen dieses Fisches liefert. Die Hunde von Alaska werden hoch geschätzt und ein Gespann besetzt die Tötung eines Hundes mit einer Geldstrafe von 800 Mark oder einer Haft von 6 Monaten. Gut dressierte Hunde erreichen einen Verkaufswert bis zu 1200 Mark. Eines der schönsten Gespanne von vier Hunden wurde vor wenigen Jahren für 4800 M. verkauft. In der Stadt Dawson werden die Hunde zum Ziehen der Pumpe von der Feuerwehrröhre benutzt. Der lange Schwanz der Hunde ist beim Anschirren etwas hinderlich, aber man darf ihn nicht kürzen, weil er den Tieren im Schlaf den Kopf und besonders die Nase gegen die Kälte schützt. Die Polarhunde vermögen Temperaturen bis zu 50 Grad unter dem Gefrierpunkt ohne jede Verwundung an den Füßen zu ertragen, auch verletzen sie sich niemals an Felsen oder an Steinen. Ihre Geschwindigkeit ist zuweilen ganz außerordentlich und andre Hunde, die man in Alaska einzuführen versucht hat, haben mit ihren arktischen Brüdern in keiner Beziehung in Wettkampf treten können. Gahes durchflog einmal, trotz schwerer Belastung des Wagens, mit seinem Hundeschlitten 11 Kilometer in 28 Minuten. —

Humoristisches.

— Anno Krach. „Ist der Herr Bankdirektor zu Hause oder schon in Untersuchung?“ —
 — Choleric. A.: „So, Dein Meister ist gleich so zweifelt?“
 Lehrling: „Ja, gleich schlägt er die Hände über meinem Kopfe zusammen.“ —
 — Bedenklich. A.: „Der Zoologische Garten vermehrt seinen Bestand ja jetzt fortwährend.“
 B.: „Davon hab' ich noch nichts bemerkt.“
 A.: „Doch, als ich neulich dort war, war ein Rhinoceros mehr da, wie sonst.“ —
 („Lust. Bl.“)

Notizen.

— Der Verlag der Besserschen Buchhandlung (W. Herz) ist an die Cottasche Buchhandlung übergegangen und wird in Berlin, verbunden mit einem Zweiggeschäft des Cottaschen Verlags, weitergeführt werden. Herz hat unter andern Gottfried Keller und Paul Heyse verlegt. —
 — Dettlev v. Liliencron übernimmt die literarische Oberleitung von Hauswens „Buntem Brett“. —
 — Richard Strauß' Oper „Feuersnot“ wird an der Wiener Hofoper nicht zur Aufführung gelangen. Die Hoftheater-Censur hat an dem Textbuche Anstoß genommen. —
 — Als Nachfolger von Professor Hans Gude, der zum 1. Oktober die Leitung des akademischen Meisterateliers für Landschaftsmalerei niederlegt, ist Professor Eugen Bracht ausgerufen. —
 — Ein neuer Eruptionskegel hat sich vom September 1900 bis zum April 1901 auf dem Vesuv gebildet; der Kegel hat eine Höhe von 40 Meter. —
 — Im Schönjohndorfer Walde, Kreis Münsterberg, wurde dieser Tage ein Riesepilz gefunden. Er hatte, der „Schles. Ztg.“ zufolge, einen Hümfumfang von 2 Meter 6 Centimeter, eine Höhe von 30 Centimeter und einen Durchmesser des Hutes von 71 Centimeter. Sein Gewicht betrug 4 Kilogramm. Der braungelbe Hut bestand aus übereinander liegenden, zähen Lappen. Der kurze Stiel war so stark wie ein Arm. Der Pilz wuchs am Stamm eines Baumes und gehört zu den Röhren- oder Löcherpilzen. Er ist nicht giftig, wegen seiner großen Zähigkeit aber auch nicht genießbar. —
 Druck und Verlag von Max Bading in Berlin.